Der Lebensführer

Ein Sittenlehrbuch für die oberste Klasse der Volksschulen und für Fortbildungsschulen

von

Paul Barth
Professor in Leipzig

Zweite, verbesserte Auflage
(3. und 4. Tausend)

Leipzig ◎ Verlag der Dürr'schen Buchhandlung ◎ 1920

170
B282

1. Das Gesetz der Entwicklung.

Schüler: Ich möchte wissen, was die Aufgabe meines Lebens ist.

Lehrer: Deine Aufgabe, deren du immer eingedenk sein sollst, ist immer und überall ein Mensch zu sein.

Sch.: Wie zeigt es sich aber, daß wir Menschen sind?

L.: Dadurch, daß wir uns über das Tier erheben. Siehst du es dem Menschen nicht an, daß die Natur ihn bestimmt hat, höher zu sein, als das Tier?

Sch.: Ja, weil das Tier zur Erde geneigt ist, der Mensch aber aufrecht steht und zum Himmel emporblickt.

L.: Das ist das Vorrecht des Menschen kraft des allgemeinen Gesetzes, das über alle Wesen herrscht.

Sch.: Welches Gesetz ist das?

L.: Das Gesetz der Entwicklung. Was denkst du dir bei dem Worte „Entwicklung"?

Sch.: Ich denke an ein Hühnchen, das aus dem Ei ausgebrütet wird. Im Ei sieht man zunächst nichts davon, auch nicht, wenn man es gegen das Licht hält. Aber allmählich bildet sich wohl alles: Kopf, Hals, Brust, Bauch, Flügel, Beine, Füße; das Hühnchen pickt dann gegen die Schale und kommt aus dem Ei heraus. Dann wird es groß und stark, ein großer Hahn oder eine große Henne.

L.: Ganz richtig. Du hättest auch an die Bohnenpflanze denken können, die im Garten aus einer von dir gesteckten Bohne aufging und an der Stange sich emporrankte, oder an eine Eiche, die aus einer kleinen Eichel hoch emporwächst mit vielen Ästen und Zweigen und mit zahllosen Blättern. Oder auch an dich selbst; du hast dich ebenfalls entwickelt, denn du warst einst klein und schwach und wußtest nichts. Allmählich wurdest du größer und stärker, und dein Wissen wuchs. Du siehst also, bei jeder Entwicklung eines lebendigen Wesens gibt es ein Wachstum.

Sch.: Ja, bei dem Hühnchen, bei der Bohnenpflanze, bei der Eiche, bei mir selbst.

P 57367

L.: Du bist in zweifacher Weise gewachsen, an Leib und Seele. Weißt du, was ich damit meine?

Sch.: Ja, ich bin körperlich gewachsen, da ich größer und stärker wurde, und geistig, da ich lernte und mehr verstand.

L.: Ja, indessen geistig wachsen, ist nicht dasselbe wie seelisch wachsen. Zur Seele gehört mehr als der Geist.

2. Die Teile des Seelenlebens.

Sch.: Was gehört denn zur Seele?

L.: Denke einmal, was du gestern Abend getan hast!

Sch.: Ich habe Abendbrot gegessen, dann die Rechenaufgaben für die Schule gelöst.

L.: Hat dich jemand gezwungen, dies zu tun?

Sch.: Nein, ich wollte Abendbrot essen, weil ich Hunger hatte, und ich wollte die Aufgaben lösen.

L.: Also du wolltest. Da haben wir einen Teil des Seelenlebens, das Wollen oder den Willen. Und vor dem Essen hattest du Hunger. Was ist denn der Hunger?

Sch.: Eine Empfindung im Magen.

L.: Eine angenehme oder eine unangenehme?

Sch.: Eine unangenehme, aber wenn man gegessen hat, hört sie auf. Die Empfindung der Sättigung ist angenehm.

L.: Ganz recht. Beide Empfindungen haben ein Gefühl an sich, das sie angenehm oder unangenehm macht. Da haben wir den zweiten Teil des Seelenlebens, das Gefühl.

Sch.: Ich sehe, daß die Seele Willen und Gefühl hat. Aber als ich die Rechenaufgabe löste, da hatte ich noch etwas anderes, das Denken.

L.: Sehr richtig. Das ist der dritte Teil des Seelenlebens. Das Denken jedoch ist nicht möglich ohne etwas, über das man nachdenkt. Du dachtest beim Rechnen nach über die Zahlen. Aber woher kanntest du die Zahlen?

Sch.: Von den gezählten Dingen, z. B. von den Fingern oder den Geldmünzen oder auch von dem, was man hört, z. B. von den Uhrschlägen.

L.: Richtig. Und Sehen und Hören sind Empfindungen, wie auch Tasten, Riechen und Schmecken. Die Empfindungen also geben uns das, worüber wir nachdenken.

Sch.: Sind die Empfindungen auch ein Seelenteil?

L.: Man zählt sie meist nicht als besonderen Seelenteil.

Sch.: Warum nicht?

L.: Weil sie gewissermaßen als Vorstufe zum Denken gehören. Man kann nicht denken ohne Empfinden, und man kann nicht empfinden ohne Denken, wenigstens nicht in menschlicher Weise empfinden, d. h. bewußt wahrnehmen.

Sch.: Warum nicht?

L.: Denke dir, das Tier sieht den Sonnenball, wenn er tief am Horizonte steht, gleichzeitig der Mensch. Beide haben dieselbe Empfindung. Das Tier hat nichts weiter, der Mensch hingegen weiß durch Denken: Das ist die Sonne, die immer höher steigen wird, die jeden Tag aufgeht und untergeht.

Sch.: Ja, er weiß auch, daß sie jetzt blutrot aussieht, aber nicht so bleiben wird.

L.: Ganz richtig. So gibt es also drei Teile des Seelenlebens: Wollen, Fühlen, Denken. Das Wollen aber ist das Erste und Wichtigste.

Sch.: Warum?

L.: Erinnere dich deiner Rechenaufgaben. Hättest du sie gelöst, wenn du nicht gewollt hättest?

Sch.: Nein.

L.: So war also der Wille nötig zum Nachdenken über die Aufgaben. Und er ist nötig zu allem Denken und allem Tun.

Sch.: Ja, zu jeder Arbeit.

3. Der starke Wille.

L.: Wenn also der Mensch in der Seele wachsen soll, so muß er zuerst im Wollen wachsen.

Sch.: Wie ist das möglich?

L.: Der Mensch kann einen schwachen Willen haben und einen starken Willen.

Sch.: Ich verstehe. Einen schwachen Willen hat derjenige, der sich zurückschrecken läßt; einen starken hat derjenige, der sich nicht zurückschrecken läßt, sondern die Schwierigkeiten zu überwinden sucht.

L.: Ganz recht. Du haſt wohl den Unterſchied ſchon ſelbſt beobachtet.

Sch.: Ja, beim Turnen. Wer ſchwachen Willen hat, der verſucht eine ſchwierige Übung, z. B. den Aufzug am Reck, und wenn ſie nicht gleich gelingt, ſo gibt er ſie auf. Wer aber ſtarken Willen hat, der wird den Aufzug in Teile zerlegen; dann wird er den erſten Teil üben, darauf den erſten mit dem zweiten, darauf den erſten und den zweiten mit dem dritten und ſo fort, bis er den ganzen Aufzug fertig bringt.

L.: Sehr richtig. Und wie nennt man wohl einen ſolchen Turner?

Sch.: Einen energiſchen Turner.

Straffheit. L.: Oder vielleicht beſſer noch, mit einem deutſchen Worte, einen ſtraffen Turner. Aber die Straffheit bewährt ſich nicht bloß im Turnen, ſondern in allem, was unſern Körper angeht. Was gehört wohl noch dazu?

Sch.: Vielleicht die Abhärtung. Wir dürfen uns nicht verweichlichen, ſondern müſſen uns an Kälte und Hitze, auch an Näſſe gewöhnen, damit wir dies alles ertragen können, ohne krank zu werden.

L.: Du haſt recht. Zur Straffheit gehört die Abhärtung. Wir ſollen uns auch gegen Hunger und Durſt abhärten, ebenſo gegen Schmerz, damit wir ihn nicht zu ſehr fürchten, ſondern tapfer ſeien gegen notwendige Gefahren. Freilich kann man die Abhärtung übertreiben. Wie weit man gehen kann und ſoll, muß der Arzt beſtimmen. Und die Straffheit ſoll ſich auch zeigen in der äußeren geraden und aufrechten Haltung bei Knaben und bei Mädchen. Denn auch die Mädchen ſollen turnen und ſich abhärten. Aber der Menſch hat doch mehr zu tun als zu turnen und ſich abzuhärten.

Sch.: Ja, der Menſch muß vor allem arbeiten.

L.: Was ſoll nun der ſtarke Wille in der Arbeit?

Sch.: Er ſoll bewirken, daß wir fleißig arbeiten.

Fleiß. L.: Ganz recht. Der Fleiß iſt für die Menſchheit notwendig. Denn unſere Erde iſt kein Schlaraffenland, ſie beſteht nicht wie dieſes aus Nahrungsmitteln und Leckerbiſſen, ſondern wir ringen ihr alles nur ab durch mühſamen Fleiß. Alle müſſen wir arbeiten mit der Hand und mit dem Kopfe.

Sch.: Aber, wenn wir im Schlaraffenlande lebten, ſo brauchten wir nicht zu arbeiten.

L.: Auch dann müßten wir arbeiten. Denn ohne Arbeit würden wir unglücklich. Wir würden der beständigen Ruhe bald überdrüssig bis zum Ekel.

Sch.: Das ist wahr. Die Ruhe ist nur angenehm nach der Arbeit.

L.: Der Fleißige, der die Arbeit kennt, mag mit dem Faulen nicht tauschen, zumal der Faule immer tiefer sinkt.

Sch.: Warum sinkt er tiefer?

L.: Weil die Faulheit, je länger sie dauert, den Willen immer mehr schwächt, der Fleiß dagegen ihn immer mehr stärkt. So macht uns die Arbeit auch stark gegen unsere gefährlichen Leidenschaften.

Sch.: Welches sind denn die gefährlichen Leidenschaften?

L.: Auch du hast sie schon erlebt. Einmal, als du im heißen Sommer, obgleich gewarnt, vom Eis zu viel aßest und dir für lange Zeit den Magen verdarbst.

Sch.: Weil ich nicht gewöhnt bin, Eis zu essen.

L.: Dadurch wird dein Fehler verzeihlich. Aber schließlich war es doch die Genußsucht, die dich verführte. Und mehr als einmal unterlagst du einer gefährlichen Leidenschaft, als du gegen einen Mitschüler zornig wurdest und ihn beschimpftest.

Sch.: Ja, ich gestehe es ein. Also Genußsucht und Zorn sind die gefährlichen Leidenschaften.

L.: Genußsucht, was uns selbst betrifft; was die andern betrifft, der Zorn und überhaupt alle häßlichen, feindseligen Erregungen, besonders Haß und Neid.

Sch.: Ist nicht jeder Mensch genußsüchtig?

L.: Ja; er muß jedoch starken Willen haben und Maß halten. Das Übermaß verringert den Genuß und verursacht Krankheit. Außerdem ist es wirtschaftlich schädlich.

Sch.: Ja, weil der Unmäßige zu viel auf Genußmittel ausgibt.

L.: Ganz richtig, besonders auf die gefährlichen geistigen Getränke. Aber je mehr wir arbeiten, desto besser schmeckt uns das Einfache, zumal wenn wir in frischer Luft arbeiten, oder, falls wir das nicht können, uns durch einen Spaziergang im Freien erholen.

Sch.: Ich sehe wohl, man muß Selbstbeherrschung üben. Selbstbeherrschung.

L.: Ja, Selbstbeherrschung, das ist das rechte Wort. Diese ist die eigentlich menschliche Tugend. Denn der Mensch herrscht über die ganze Natur, die unbelebte wie die belebte. Er befährt das

sturmbewegte Meer sicher mit seinem Dampfschiff, er durchschneidet mit dem Flugzeug die Lüfte, er zähmt sogar den Löwen. Um so mehr soll er sich selbst beherrschen. Nur wer sich selbst beherrscht, ist frei; wer es nicht kann, bleibt Sklave seiner Leidenschaften.

Sch.: Die Freiheit liebt jeder, also muß er sich beherrschen. Aber die Selbstbeherrschung ist oft schwer.

L.: Nur anfangs. Sie wird leichter, wenn wir bei der nächsten Gelegenheit sie wiederholen. Denn alles, was wir wiederholen, wird leichter.

Sch.: Ja, die Selbstbeherrschung im Genießen; aber auch die Selbstbeherrschung gegen andere? Wenn mich jemand verhöhnt oder beschimpft, so ist es schwer, ruhig zu bleiben.

L.: In der Tat, es ist schwer. Dennoch müssen wir ruhig bleiben. Wer dich angreift mit Worten oder tätlich, der ist noch tierisch — denn das Tier hat starke Angriffstriebe —, um so mehr mußt du Mensch sein. Das Tier hat eben starke Triebe, der Mensch starken Willen, der aus richtigem Denken emporwächst.

Sch.: Ich habe einmal von „edlem Zorne" gelesen.

L.: Ja, es gibt edlen Zorn über die Tat, über das Unrecht, über den Schaden, den das Unrecht tut, aber auch den gerechten Zorn müssen wir beherrschen. Wir dürfen tadeln, aber nicht schelten, die Tat verurteilen, aber nicht den Täter; wir müssen im Täter immer den Menschen ehren, auch dann, wenn er selbst ihn in sich nicht geehrt hat. Wir dürfen uns nicht fortreißen lassen zu Schmähungen oder zu Gegenangriffen. Wer sich fortreißen läßt, ist noch schwach.

Sch.: So sollen wir nichts tun gegen das Unrecht?

L.: Wir sollen Ersatz verlangen für erlittenen Schaden, aber nicht wieder schädigen, vor allem eine Beleidigung nicht erwidern. Sonst kommt das Beleidigen nicht aus der Welt. Wir sollen zeigen, daß wir größer sind als der Beleidiger, daß wir zu seinem Tun nicht hinabsinken.

Sch.: Aber, wenn ich weiß, daß mir jemand zürnt, ohne meine Schuld, und nicht aufhört zu zürnen, daß er mich haßt, was soll ich dann tun?

L.: Dann mußt du versuchen, ihm zu beweisen, daß er keinen Grund hat, dich zu hassen, und wenn er aufhört, wirst du ihm gerne vergeben. Wenn er jedoch nicht aufhört, so wirst du denken: „Er versteht es nicht besser" und ihn bedauern, weil er noch willens-

schwach und schwach im Denken ist, sich über den Haß noch nicht erhoben hat. Der beständige Haß ist übrigens selten. Viel häufiger ist eine andere Leidenschaft, von der wenige Menschen frei sind, nämlich der Neid.

Sch.: Ja, der Neid kommt mich oft an. Aber wie soll man ihn los werden?

L.: Das ist ebenfalls eine Sache des starken Willens.

Sch.: Inwiefern?

L.: Wenn wir neidisch sind, so begehren wir, was wir nicht haben. Wir sollten dazu zu stolz sein. Ein Mensch von starkem Willen denkt nur an das, was in seiner Macht ist, nicht an das, was in der Macht anderer ist.

Sch.: Ja, das ist wahr, stolz soll der Mensch sein.

L.: Es ist unberechtigt, sogar lächerlich, stolz zu sein auf das, was man nicht selbst geschaffen hat, z. B. auf den Reichtum, den man von den Eltern geerbt hat. Wer aber starken Willen in sich weiß und etwas geleistet hat, der darf stolz sein. Sein Stolz ist Selbstachtung.

Sch.: Ja, wer starken Willen hat, achtet sich selbst, er wird auch von andern geachtet, jeder weiß, was er an ihm hat. Wer dagegen schwachen Willen hat, wird gering geachtet, niemand will mit ihm arbeiten. — Aber die Seele besteht doch nicht bloß aus Wollen, sondern auch aus Fühlen und Denken. Soll man auch wachsen im Fühlen?

Wachstum im Fühlen

L.: Es ist gut, daß du daran erinnerst. Wir sollen wachsen auch im Fühlen und im Denken. Dazu hilft ebenfalls der starke Wille.

Sch.: Kann man denn überhaupt wachsen im Fühlen?

L.: Das kann man sehr wohl. Es gibt Menschen, die viel sehen und hören und wenig fühlen, und es gibt solche, die dasselbe sehen und hören und dabei sehr viel fühlen.

Sch.: Ist das nicht gleichgültig?

L.: Nein, denn es gibt durch das Fühlen Freuden, die unser Leben bereichern, die Freuden am Schönen.

Sch.: Ja, es gibt viel Schönes in der Natur, und man findet immer Neues. Früher war mir bloß die Abendröte schön, jetzt auch der Wald im Herbste oder eine Landschaft im Schnee, oder eine Wasserfläche, in der sich Bäume spiegeln, und manches andere.

L.: Warum wohl bist du gewachsen im Fühlen des Schönen?

Sch.: Weil ich mehr darauf achtete.

L.: Ganz richtig. Weil du lerntest auf die Unterschiede achten, auf die Wasserfläche bei bedecktem und bei unbedecktem Himmel, auf die Landschaft im Schnee und die Landschaft im Tauwetter. Je mehr wir das tun, und je mehr wir uns gewöhnen, ruhig anzuschauen, desto mehr Genuß haben wir von der Natur.

Sch.: Ist es nicht ebenso bei den Gemälden?

L.: Gewiß, und auch bei Bildsäulen und Bauwerken und bei Musikstücken, überall müssen wir lernen unterscheiden und vergleichen, dann werden wir immer mehr fühlen und größeren Genuß haben.

Sch.: Aber wie lernt man am besten unterscheiden?

L.: Wenn man sich ein wenig selbst in der Kunst übt. Will man die Natur genau sehen oder die Kunstwerke, so lerne man zeichnen. Will man die Werke der Tonkunst mit Genuß hören, so lerne man spielen oder singen. Jeder folge seiner Begabung. Was die Schule gelehrt hat, kann er später fortsetzen. Künstler werden nur sehr wenige, aber jeder kann sich so weit bilden, daß er Freude an der Natur und an der Kunst hat.

Sch.: Auch hier also kommt es an auf den starken Willen.

Wachstum im Denken.

L.: Sicherlich. Und nicht minder beim Wachstum im dritten Seelenteile, im Denken.

Sch.: Ja, das verstehe ich; denn das Denken ist oft anstrengend; dazu muß man sich oft zwingen.

L.: Nur im Anfang; bald aber macht es Freude. Viele haben weniger Freude am Schönen, da sie dafür weniger begabt sind, desto mehr aber am Denken.

Sch.: Ja. Wenn wir vorwärts kommen im Denken, so ist es eine große Freude, z. B. wenn man in der Physik gelernt hat, etwas zu erklären, etwa das Spiegelbild oder den Regenbogen, oder wenn man etwas, was man nicht verstanden hat, nun versteht wie ein schweres Gedicht, oder wenn man etwas fertig gebracht hat wie einen deutschen Aufsatz.

L.: Und man kann sagen: Je fleißiger jemand ist, je mehr er gelernt hat, je mehr er versteht, desto mehr Freude hat er an guten Büchern, etwa an dichterischen Werken oder an wissenschaftlichen Schriften. Je mehr Bildung jemand erworben hat, desto reicher ist

sein Leben. Er besitzt den wahren Reichtum; denn die geistigen Freuden haben viele Vorzüge vor den sinnlichen Freuden.

Sch.: Warum wohl?

L.: Zunächst, weil sie dauernder sind.

Sch.: Ja, das ist wahr. Wenn man etwas Gutes gegessen hat, so ist es vorbei. Wenn man dagegen eine schöne Melodie gehört hat, so klingt sie lange im Ohre nach. Ebenso, wenn man ein schönes Gedicht gelesen hat oder ein schönes Buch, so bleibt es lange im Gedächtnis. Man kann es wiederlesen und so die Freude erneuern.

L.: Und alles dies ist so reich und mannigfaltig. Die Genüsse des Geschmacks z. B., die in Essen und Trinken bestehen, sind armselig gegen die Fülle von Freuden, die eine einzige Kunst oder Wissenschaft bietet. Jede ist eine ganze Welt, und es gibt so viele Künste und Wissenschaften.

Sch.: Ja, man spricht ja von der Welt der Töne, der Welt der Farben und der Gestalten, der Pflanzenwelt, der Tierwelt usw.

L.: Und dennoch haben die geistigen Genüsse noch den dritten Vorzug, daß sie viel billiger sind als die materiellen.

Sch.: Ja, man kann für das, was ein Stück Kuchen kostet, schon ein Buch kaufen, das viel länger dauert.

L.: Aber noch einen vierten Vorteil hat jede geistige Freude.

Sch.: Welchen?

L.: Daß viele sie gemeinsam haben können, ohne daß sie sich für den Einzelnen vermindert. Wenn viele von einem Apfel essen, so kommt auf jeden nur ein kleines Stückchen. Dagegen, wenn viele einen Vortrag hören oder ein Gemälde sehen oder eine schöne Landschaft, so haben alle gleich viel. Ja, ich möchte sagen, daß jeder mehr hat, als wenn er allein wäre.

Sch.: Das habe ich oft schon erfahren. Man kann dann mit den andern, die mit dabei waren, über den Vortrag sprechen oder über das Gemälde oder die Landschaft. Unsere Freunde machen uns auf manches aufmerksam, was uns entgangen ist, wir verstehen dann manches noch besser und freuen uns noch einmal.

L.: Richtig. So hebt uns die Bildung auf eine höhere Stufe des Lebens, und sie verbindet uns außerdem mit unseren Mitmenschen, während die sinnlichen Genüsse leicht Neid und Zwietracht erregen. Aber die Bildung ist nicht möglich ohne Fleiß im Lernen, ohne starken Willen. So sehen wir, daß der starke Wille nötig ist

zu unserem ganzen Wachstum, im Wollen selbst, im Fühlen und im Denken. Starker Wille ist Wachstum, schwacher Wille ist Verkümmerung. Aber erinnere dich, von welchem Gesetze gingen wir aus?

Sch.: Vom Gesetze der Entwicklung.

4. Das Ziel der Entwicklung.

L.: Ja. Zur Entwicklung gehört aber noch mehr als Wachstum.

Sch.: Was denn?

L.: Denke einmal an die Entwicklung im Tierreiche, an das Beispiel, das du als erstes nanntest. Die Henne legt ein Ei; dann bebrütet sie es, so daß ein Hühnchen daraus wird. Vergleiche einmal die Teile des Eis mit den Teilen des Hühnchens.

Sch.: Das Ei hat innen nur zwei Teile: Weißei und Gelbei.

L.: Und wie viele hat das Hühnchen?

Sch.: Viel mehr: Kopf, Hals, Rumpf, Schwanz, Beine, Füße, außen Federn und Flügel, innen Haut und Knochen, Luftröhre und Lungen, Herz und Adern, einen Schlund, Magen, Därme, Leber, Augen, Ohren, Gehirn und Nerven, Zunge und viele Teile wohl noch, die ich nicht kenne.

L.: Ganz recht. Also das Hühnchen ist ursprünglich einfach, aus Gleichartigem oder bloß aus zwei verschiedenartigen Stoffen bestehend; später jedoch besteht es aus vielen ungleichartigen Teilen, die alle sich gegenseitig helfen, damit das Ganze lebe. Kurz, es ist zuerst ein Aggregat, dann ein System.

Vom Aggregat zum System.

Sch.: Was heißt das?

L.: Ein Aggregat ist z. B. der Sandhaufen, ein System das Wohnhaus.

Sch.: Ich verstehe. Ein Aggregat besteht aus gleichartigen Teilen ohne gemeinsamen Zweck, ein System aus ungleichartigen Teilen, die zu einem Zwecke zusammengefügt sind.

L.: Richtig. Und durch die ganze belebte Welt geht der Fortschritt vom Aggregate zum Systeme, dessen Teile immer fester verbunden werden. Die niedersten Tiere bestehen aus einer einzigen Zelle, z. B. die Bakterien, die zum Teile so berühmt sind, weil sie schädlich sind. Die einfacheren Tiere bestehen aus vielen Zellen, aber ohne viele ausgebildete Organe. Ein Wurm z. B. hat niemals Beine und Füße, oft keine Augen, oft keine Blutgefäße, niemals Lungen, selten Kiemen, oft keine Nerven, er kann mit der Haut kriechen,

empfinden und atmen. Ein höheres Tier aber, ein Vogel oder ein Säugetier, besteht aus unermeßlich vielen Zellen und hat für jede Verrichtung ein besonderes Organ, das mit den andern enge zusammenwirkt.

Sch.: Ich sehe, je höher ein Tier, desto mehr ist es ein System.

L.: Und dieser Fortschritt wiederholt sich in dem, was über der Tierwelt steht.

Sch.: Also im Menschen.

L.: Jawohl, im Menschen, in seinem seelischen Werden und besonders in der menschlichen Gesellschaft. Denn der Mensch lebt ja niemals allein, sondern immer in Gesellschaft mit andern, meist mit Menschen gleicher Sprache und gleicher Abstammung, d. h. in seinem Volke.

Sch.: Auch die menschliche Gesellschaft ist also zuerst ein Aggregat.

L.: Sicherlich. Noch heute können wir dies bei den Wilden, die sich nicht weiterentwickelt haben, beobachten. Jeder hat dieselbe Arbeit wie der andre, und sie hängen nur sehr locker zusammen. Jeder kann sich vom Ganzen trennen, einsam leben, ohne zugrunde zu gehen. Ist das bei den kultivierten Völkern ebenso?

Sch.: Nein. Bei uns hat jeder eine andre Arbeit als der andre, jeder ist außerstande allein alles zu schaffen, was er zum Leben braucht, selbst der Bauer. Keiner kann sich von der menschlichen Gesellschaft trennen, ohne umzukommen.

L.: Ganz richtig. Genau so, wie ein Glied, von einem Organismus losgetrennt, z. B. ein einer Biene ausgerissenes Bein, abstirbt und verwest. Gleichzeitig leidet auch der verstümmelte Organismus. So leben wir also in einem Ganzen, in der Gesellschaft, und es ist ein Gebot der Entwicklung, daß die Gesellschaft immer mehr System werde, ihre Teile, die einzelnen Menschen, immer inniger zusammenhängen. Absonderung ist Tod, Zusammenwirken ist Leben.

5. Der gute Wille.

Sch.: Was sollen wir aber tun, damit die Gesellschaft immer mehr System werde?

L.: Wir müssen alle unsere Handlungen so einrichten, daß die Gesellschaft dadurch fester werde.

Sch.: Wodurch wird sie fester?

L.: Durch Eintracht; durch Zwietracht dagegen lockerer und schwächer. Worauf also muß unser Wille gerichtet sein?

Sch.: Alles zu meiden, was zur Zwietracht, und alles zu tun, was zur Eintracht führt.

L.: Ja. Wir erinnern uns, daß nach dem Gesetze der Entwicklung unser Wille wachsen, stark werden soll. Wir sehen jetzt, daß die Entwicklung noch ein Zweites von ihm fordert.

Sch.: Ja, unser Wille soll auch — ich weiß nicht, wie ich sagen soll —, er soll auch gesellschaftlich werden.

L.: Ganz richtig. Er soll gesellschaftlich — oder mit einem Fremdworte — sozial oder gemeinnützig oder einfach gut werden. Was aber ist die erste Bedingung des menschlichen Zusammenlebens, die wir immer vor Augen haben müssen?

Sch.: Ich weiß es nicht.

L.: Denke ein wenig darüber nach! Wenn ein Mensch mit einem andern zusammenlebt, also vieles mit ihm gemeinsam hat oder tut, so muß er doch mit ihm sprechen.

Sch.: Ja.

L.: Und wenn jeder dann absichtlich die Unwahrheit sagt, also lügt, können sie dann zusammen leben oder zusammen arbeiten?

Sch.: Nein; wenn alle Menschen immer lügen wollten, dann hätte es ja gar keinen Zweck, daß sie überhaupt miteinander sprechen. Sie könnten also nicht zusammenwirken, sie würden auseinander laufen, jeder Einzelne aber müßte in der Einsamkeit zugrunde gehen, und dann würden wohl die Tiere wieder über die Erde herrschen.

Wahrhaftigkeit.

L.: Ganz sicher. Wir sehen also, die Wahrhaftigkeit macht den Zustand des Zusammenlebens erst möglich. Sie ist darum die erste Bedingung der Eintracht. Wer lügt, sündigt schwer gegen die Gesellschaft. Glücklicherweise haben Lügen, wie das Sprichwort sagt, kurze Beine. Der Lügner wird leicht entdeckt, bestraft und verachtet. Und wenn er nicht entdeckt wird, so straft ihn sein Gewissen.

Sch.: Das ist wahr, unser Gewissen wird unruhig, sobald wir absichtlich etwas Unwahres gesagt haben.

L.: Ja, das Gewissen ist ähnlich dem Sprachgefühle. Wir fühlen es, wenn wir unrichtig sprechen, und wir fühlen es, wenn wir unrichtig handeln.

Sch.: Wer gibt uns das Sprachgefühl?

L.: Die menschliche Gemeinschaft, in der wir leben, in der wir sprechen gelernt haben.

Sch.: Und wer gibt uns das Gewissen?

L.: Das kannst du wohl selbst beantworten.

Sch.: Vielleicht auch die menschliche Gemeinschaft, die uns richtig handeln gelehrt hat.

L.: Ganz recht. Sie ist unsere zweite Mutter, die uns erzieht wie die wirkliche Mutter, und das Gewissen ist ihre Stimme, die uns warnt, wenn wir gegen sie sündigen wollen. Wenn wir lügen, mißbrauchen wir die Gabe der Worte, die sie uns gelehrt hat; wir sind dann dieses Geschenkes nicht wert.

Sch.: Es ist klar, daß wir nicht lügen dürfen. Aber müssen wir nicht bisweilen die Wahrheit verschweigen? Ich habe nicht immer alles sagen dürfen, was ich wußte.

L.: Besinne dich auf solche Fälle.

Sch.: Meine Schwester war einmal sehr krank, der Arzt gab wenig Hoffnung. Ich wußte es, aber ich durfte es ihr nicht sagen, obgleich sie mich oft nach der Meinung des Arztes fragte.

L.: Das war recht. Du durftest nicht alles sagen, um die Schwester nicht zu ängstigen. Und so ist es oft; wir müssen oft etwas unterdrücken aus Rücksicht gegen unseren Mitmenschen, um ihn nicht zu beunruhigen oder zu verletzen. Auch die Scham oder die Wohlanständigkeit gebietet uns oft etwas zu verschweigen. Wir sollen nicht immer alles sagen, was wir denken, alles jedoch denken, was wir sagen.

Sch.: Aber ist es denn genug, daß die Menschen wahrhaftig sind gegeneinander? Sie können wahrhaftig sein und doch sich gegenseitig schweren Schaden tun.

L.: Da hast du recht. Jeder muß sich hüten, dem andern zu schaden und jedem das Seine geben. Wie nennt man wohl denjenigen, der so handelt?

Sch.: Ich glaube, gerecht. Gerechtigkeit.

L.: Ja. Und die Gerechtigkeit ist die zweite Bedingung des menschlichen Zusammenlebens. Durch die Wahrhaftigkeit wird es möglich, durch die Gerechtigkeit wird es dauernd. Sogar eine Räuberbande, mag sie noch so gewalttätig und ungerecht gegen andere sein, muß unter ihren Mitgliedern für Gerechtigkeit sorgen, gleicher Leistung gleichen Lohn sichern. Was würde sonst wohl geschehen?

Sch.: Die Räuber würden auseinanderlaufen. Aber auch der Dieb ist ein Ungerechter.

L.: Gewiß, und auch der Betrüger, der Fälscher, überhaupt jeder, der seinem Mitmenschen durch List oder durch Gewalt, aus Habgier oder aus anderer Selbstsucht das Seinige entzieht. Wer darauf ausgeht, zerstört das Zusammenleben. Darum sagt ein altes Sprichwort: „Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten." Sie ist die Grundlage der Staaten, wie der Boden, in dem der Grund der Staaten gelegt wird, die Wahrhaftigkeit ist. Sie ist auch eine Vorbedingung der Freiheit, nach der wir alle streben.

Sch.: Inwiefern?

L.: Ohne Gerechtigkeit wird die Freiheit **Willkür**, die zur Zwietracht führt.

Sch.: Ja, viele meinen, wer frei ist, dürfe alles tun, was ihm beliebt.

L.: Das ist eben Willkür, Überhebung. Wer gerecht ist, wird seinen Wert nicht zu hoch einschätzen und sich hüten, zu hohe Ansprüche zu machen.

Sch.: Er wird also bescheiden sein.

L.: Jawohl, bescheiden. Und wer bescheiden ist, wird dies auch gegen jeden zeigen in seiner Haltung und in seinen Worten, er wird also auch höflich sein.

Sch.: Es ist wahr, daß wir immer und überall gerecht sein müssen. Aber wenn wir bloß gerecht und bloß höflich sind, können wir immer noch sehr kalt sein gegen den Mitmenschen.

L.: Sehr richtig. Darum muß zur Wahrhaftigkeit und zur Gerechtigkeit noch ein Drittes hinzukommen, wodurch das Zusammenleben nicht bloß möglich und dauernd, sondern auch **fruchtbar** wird. Was könnte wohl dieses Dritte sein?

Sch.: Ich meine, Güte und Freundlichkeit.

Menschenliebe.

L.: Gewiß, oder, ganz allgemein gesagt, Wohlwollen, oder, besser noch, **Menschenliebe**. Dadurch erst wird das Zusammenwirken Gewinn und Freude, die Welt wärmer, das Leben lebenswert. Was wird wohl aber das erste, das Dringendste sein, was man zu beachten hat, wenn man **menschenlieb** sein will?

Sch.: Das weiß ich nicht.

L.: Denke darüber nach! Was ist dasjenige, was wir am wenigsten ertragen können, was uns den Lebensmut raubt?

Sch.: Ich glaube, der Schmerz.

L.: Jawohl, der körperliche Schmerz und das seelische Leiden. Beides ist sehr häufig in der Welt.

Sch.: Muß es denn immer Schmerz und Leiden in der Welt geben?

L.: Es scheint so. Denn es gibt viele Schmerzen, die die Natur uns auferlegt. Welche sind das wohl?

Sch.: Diejenigen, glaube ich, die Krankheit oder Alter oder Unfall verursacht.

L.: Richtig, und diese können nie ganz aufhören. Aber es gibt auch Schmerzen, die nicht die Natur, sondern das Schicksal uns sendet, und Leiden, das damit verbunden ist.

Sch.: Welche sind das?

L.: Ich denke vor allem an die Armut, die nicht naturnotwendig ist, die aber bisher niemals durch die soziale, d. h. gesellschaftliche Ordnung ausgerottet werden konnte. Es hat bisher immer Arme gegeben.

Sch.: Ja, die Armut schafft Schmerzen, z. B. Hungern und im Winter Frieren, auch seelisches Leiden, besonders Sorge und Kummer.

L.: So gibt es also viel Schmerzen und Tränen in der Welt. Und die erste heilige Pflicht der Menschenliebe ist, daß wir uns immer und überall hüten durch unser Verhalten die Schmerzen und Tränen zu vermehren. Wer dies ohne Not tut, wer einen Menchen oder ein Tier absichtlich quält oder auch nur Schadenfreude fühlt, ist nicht wert, ein Mensch zu heißen. Und doch geschieht es so oft.

Sch.: Gibt es wirklich so viele grausame Menschen?

L.: Es gibt viele, die aus Grausamkeit, sehr viele, die aus Selbstsucht, noch mehr aber, die aus Gedankenlosigkeit dem Nächsten Schaden tun. Und zwar geschieht dies noch häufiger durch Worte als durch Werke.

Sch.: Sie meinen wohl die üble Nachrede.

L.: Ja diese, das leichtsinnige Schwatzen über das, was andere Böses getan haben sollen. Es hat einer etwas Schlechtes über einen Bekannten gehört. Es ist vielleicht wahr, aber längst vergangen und sollte darum vergessen und vergeben sein. Aber der es hört, behält es nicht für sich, sondern erzählt es wieder einem andern, ohne jeden nützlichen Zweck, bloß um etwas Neues zu bringen;

und so wird es immer weiter getragen zum Schaden und zum Schmerze desjenigen, über den es erzählt wird. Oft aber ist es unwahr, oder es wird leichtfertig übertrieben; dann entsteht Verleumdung eines Schuldlosen.

Sch.: Ja, das ist wahr; wir prüfen zu wenig, was wir unsern Mitmenschen nachsagen. Auch unter Mitschülern und Mitschülerinnen entsteht dadurch oft Ärgernis.

L.: Und nicht minder schlimm als die Nachrede ist die Zwischenträgerei. Es hat jemand über den abwesenden Freund oder die abwesende Freundin im Unmut etwas Schlechtes gesagt; sogleich wird es dem Abwesenden hinterbracht. Der andere hat es längst bereut, aber der Freund fühlt sich beleidigt. Und was folgt daraus?

Sch.: Die Freundschaft wird durch den Zwischenträger oft zerstört.

L.: Wer also ein Gewissen hat, wird sich hüten, durch unbedachtes Reden das Leiden zu mehren. Aber er wird auch die zweite Pflicht der Menschenliebe erfüllen.

Sch.: Welche ist das?

L.: Daß wir alles tun, was wir können, um vorhandenen Schmerz zu lindern.

Sch.: Die Gesellschaft tut es schon im großen, sie baut Krankenhäuser und Waisenhäuser.

L.: Aber jeder von uns muß es im kleinen tun, denn es gibt sehr viel Unglück in der Welt. Wir müssen jedem helfen, nur dann die Hilfe unterlassen, wenn sie etwa den eignen Willen des Leidenden schwächen und ihm dadurch schaden könnte. Und das vernünftige Mitleid leistet noch mehr als Hilfe in der Not, es beugt der Not vor. Tut die Gesellschaft dies auch schon im großen?

Sch.: Es scheint mir nicht so.

L.: Doch tut sie es. Sind nicht die Versicherungen gegen Krankheit und Unfall, gegen Feuer, gegen Hagelschlag, gegen Diebstahl und Einbruch, die Polizei und die Gerichte, die Einrichtungen der öffentlichen Gesundheitspflege, sind nicht alle solche Anstalten Vorbeugungen gegen Schaden und Leiden?

Sch.: Ja.

L.: Und so soll auch jeder von uns vorbeugen für sich und für andere. Die menschliche Gesellschaft ist ein großer Bund gegen Schmerz und Leiden und soll immer mehr ein solcher werden. Ins-

besondere soll sie lernen, der Plage vorzubeugen, die die furchtbarsten körperlichen und seelischen Qualen bringt, dem Kriege, der rein tierisch ist und dem Gesetze der Entwicklung widerspricht. Denn dieses verlangt, daß die Menschheit immer mehr ein System werde, und die einzelnen Teile, die Völker, sich nicht bekämpfen, sondern zusammenwirken. Und noch tierischer als der Krieg zwischen Völkern ist der Bürgerkrieg innerhalb eines Volkes.

Sch.: Ja, ein Bürgerkrieg ist noch häßlicher als ein Krieg gegen Fremde.

L.: Warum wohl?

Sch.: Bürgerkrieg ist Bruderkrieg.

L.: Ganz richtig. Im Staate soll nicht bloß Freiheit herrschen, soweit der Zweck des Staates es zuläßt, und Gleichheit, soweit die Gerechtigkeit, nicht die Willkür es verlangt, sondern auch Brüderlichkeit.

Sch.: Zur Brüderlichkeit gehört eben, daß wir Mitleid üben.

L.: Nicht bloß dies, sondern noch mehr, nämlich, daß wir auch die dritte Pflicht der Menschenliebe erfüllen, daß wir von unserem Nächsten nicht bloß Leid abwehren, sondern ihm auch vorwärts helfen, soweit es möglich ist.

Sch.: Das ist wahr. Darum sollen wir im Schulleben unseren Mitschülern oder Mitschülerinnen Gutes zuwenden, wo wir können, z. B. ein schönes Buch leihen, das wir besitzen, oder ihnen etwas, was sie nicht verstehen, erklären.

L.: Ja, jede Schulklasse soll eine Familie sein. Die Schüler und die Schülerinnen sollen sich als Brüder und Schwestern betrachten, den Lehrer als Vater, die Lehrerin als Mutter. Und jeder soll immer darauf bedacht sein, daß alle in der Schule sich wohl fühlen.

Sch.: Die Schule ist klein, aber der Staat ist groß. Können wir da jedem helfen?

L.: Nicht jedem in gleichem Grade. Das erste Recht haben die, die uns am nächsten stehen, unsere Eltern, Geschwister und Verwandten, dann unsere Freunde oder Freundinnen, die ja unsere Hilfe erwidern, endlich jeder, der unserer Hilfe bedarf, dem wir Hilfe leisten können. Nichts sei uns zu unbedeutend, unserer Mühe unwert. Und wir empfangen auch, wenn wir geben, wenn wir menschenlieb sind.

Sch.: Wir haben Freude, wenn jemand uns dankt.

L.: Ja, jeder dankbare Blick ist ein Glücksstrahl für beide,

3 0112 072452193

den Geber und den Empfänger. Aber auch, wenn man uns nicht dankt, ist das Geben ein Glück. Dann dankt uns unser Gewissen. Das ist der sicherste und schönste Dank.

Sch.: Weil er nie aufhört.

L.: Er hört nie auf, und er erneuert sich sogar fortwährend, wenn wir uns treu bleiben.

Sch.: Was heißt das?

L.: Das heißt, wenn wir immer treu bleiben den guten Grundsätzen, die wir angenommen haben, immer starken und guten Willens sind. Und der Mensch soll sich treu bleiben. Dadurch wächst seine Selbstachtung sowie die Achtung, die andere vor ihm hegen. Denn sie wissen, daß er nicht wanken wird, sie können sich auf ihn verlassen.

Sch.: Das verstehe ich. Wer sich selbst treu bleibt und immer starken und guten Willens ist, den belohnt die Gesellschaft, aber auch die Natur. Denn er folgt dem Gesetze der Natur und der Gesellschaft, dem Gesetze der Entwicklung. Aber folgt er auch dem Gesetze Gottes?

L.: Ja, denn das Gesetz der Entwicklung ist zugleich ein Gesetz des göttlichen Willens. Und, wer starken und guten Willen bewährt, der kommt auch dem Vorbilde nahe, das Jesus uns gegeben hat, das wir verehren.

Sch.: Ja, Jesus war starken Willens. Denn er fürchtete sich nicht vor seinen Feinden und nahm viele Schmerzen auf sich. Und er war auch guten Willens. Denn er tat jedem Gutes, der ihm nahe kam. Er blieb sich selbst treu bis zum Tode, aber er wurde dennoch unglücklich.

L.: Glaubst du das wirklich? Nein, sein Tod war qualvoll, aber sein Leben hatte zwei Quellen des Glückes. Er widmete es einer großen Aufgabe, indem er den Menschen Gott als Vater verkündigte, die Liebe zu Gott und zu den Menschen durch Wort und Tat lehrte. Und er hatte viele, die ihm in reiner Liebe ergeben waren. Beides zusammen ist das Höchste, das möglich ist auf Erden.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. 70